Die Schlößherrin von Limbokhovo

„Tempora mutantur et nos mutamur in illis." Dies alte römische Sprichwort kommt einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man sieht, wie die moderne weibliche Haartracht der letzten Jahre sich im Sturme die Welt erobert hat. Im Mittelalter dagegen galt das kurze Haar als Strafe für die Frauen, die einen auf sittlichem Gebiet nicht einwandfreien Lebenswandel führten, und auf dem südlichen Balkan findet man selbst heutzutage noch Gebiete, in denen das kurze Haar nicht nur als schamlose Verunzierung des schönsten Schmuckes der Frau gilt, sondern wo man es schon als ernsthafte Beleidigung ansieht, wenn einem jungen Mädchen nur sein Kopftuch oder seine Mütze vom Haupte gerissen wird. Zu der Zeit, als die Türken Griechenland beherrschten, urteilte man hierüber noch viel strenger. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Ali, Pascha von Janina, der bitterste Feind der Hellenen. Nach den Berichten der griechischen Geschichtsschreiber war er ein Nero im Kleinen; ihm fehlte nur die Macht, um es auch im Großen zu sein. Aber als ungekrönter König über Albanien, Epirus, Thessalien und Süd-Mazedonien war er doch mächtig genug, um die christliche Bevölkerung dieser türkischen Gebiete nach Herzenslust zu verfolgen. Ebenso grausam wie dieser Pascha war seine Schwester Sahnissia, die man zutreffend mit Messalina und Lukrezia Borgia vergleichen kann.

Dies edle Paar hauste auf der Burg Limbokhovo, welche allgemein nur die „Blutburg" genannt wurde. Man behauptete, daß dort jeder Quadratzentimeter Boden und jeder Stein mit Blut befleckt sei. Griechische Gefangene wurden in Massen umgebracht, und oft übte Sahnissia Gerechtigkeit auf ihre Art. Diese anmutige Jungfrau ließ auf dem Schloßplatz ihre Liebhaber und auch solche, die es erst werden wollten, durch den Henker ums Leben bringen, und wenn ihr die Sache besonders am Herzen lag, soll sie auch wohl selbst mit Hand angelegt haben. Auch persönliche Gegner Ali-Paschas fanden in dieser Burg oft genug den Martertod. Sahnissias ganzes Leben war der Rache für eine Schmach geweiht, die man ihr in ihrer Jugend in dem Dorfe Garniki angetan hatte. Im Jahre 1762 waren nämlich Sahnissia und ihre Mutter von Bewohnern des genannten Dorfes entführt und schmählich behandelt worden, indem man beide ihrer nationalen Kopfzier beraubt hatte. Ali-Pascha und seine ganze Familie schworen blutige Rache, die sie dreißig Jahre später, als Ali auf der Höhe seiner Macht stand, ausüben konnten. Seine Truppen überfielen das unglückliche Garniki, nahmen die Bewohner gefangen und schleppten sie nach Limbokhovo, wo sie erst einige Tage unter freiem Himmel zubringen mußten. Dann wurden die Männer zu Tode gepeitscht und die Frauen erst den albanesischen Soldaten überliefert und dann gleichfalls umgebracht. Obwohl Sahnissia wirklich nicht weichherzig veranlagt war, war selbst ihr dies zuviel des Greuels. Sie verbot daher ihren Anhängern, in Zukunft weibliche Gefangene umzubringen, befahl ihnen vielmehr, ihnen die größte Schmach anzutun, die man damals kannte, nämlich ihnen das Haar abzuschneiden, so daß sie zu derselben Haartracht wie die Männer gezwungen waren. Die Banden Ali-Paschas führten ihren Befehl genau aus.

Aus dem Engen und Weiten

Der Zopf als Lebensretter.

Nicht immer ist es gut, mit der Mode zu gehen. Daß es zuweilen auch seine Vorteile hat, am Alten zu hängen, erfuhr vor einiger Zeit eine junge Dame aus Billancourt, nahe bei Paris, die ihr Leben dem Umstande zu verdanken hat, daß sie sich geweigert hatte, dem Zuge der Zeit zu folgen und sich einen Bubikopf schneiden zu lassen. Sie zog es vor, lieber ihr außergewöhnlich langes Haar zu behalten, das sie in zwei dicke Zöpfe geflochten um den Kopf aufgesteckt trug. Kürzlich war sie zugegen, als irgendeine Streitigkeit ausbrach, in deren Verlauf einer der Beteiligten seinen Revolver zog, aus dem er aufs Geratewohl mehrere Schüsse abgab. Zwei Kugeln trafen die Dame aus Billancourt an den Kopf, so daß sie wie leblos zusammenbrach. Sie war aber nur bewußtlos geworden; wie die ärztliche Untersuchung ergab, hatten die dichten Zöpfe die Kraft der Geschosse so sehr gemindert, daß ein sanft unvermeidlicher tödlicher Ausgang verhindert wurde.

Neue Schlangeriffe.

Auf die verschiedenste Weise versuchen seine Erzeuger, den etwas unmodern gewordenen Schirm wieder zu Ehren zu bringen. Die moderne Frau verschmäht den Schirm, sie will Freiheit auch in ihrer Bewegung, der Schirm hemmt, er ist ein Beschützer, der Rücksicht, der Arm oder Hand verlangt, und er sieht immer etwas nach Furcht aus —, Furcht vor Sonne, vor Unbilden der Witterung. Um den Schirm angenehm zu machen, wird jetzt versucht, dem Griff eine Form zu geben, die die Frau magnetisch anzieht. Nachdem es mit dem Knauf, dem Tierkopf, dem Buddah eine Weile gegangen ist, kam man auf die „geniale" Idee, den Schirmgriff in einen Männerkopf zu verwandeln. Köpfe jeden Jahrganges stehen zur Wahl, damit jeder Geschmack, jedes Alter auf seine Rechnung kommt; sogar Hüte sitzen auf den Köpfen, und das Schirmende verläuft oft in zwei Beinen. So daß der schweigsame Begleiter der Frau etwas wie ihr männliches Ideal vorstellen kann. Vorläufig begnügt man sich mit Phantasieköpfen, vielleicht werden später Köpfe nach dem lebenden Modell gefertigt. Ein neues Betätigungsfeld für das Kunsthandwerk.

Ueberschüssige Frauen und Männer.

In Europa gibt es laut Statistik mehr Frauen als Männer. In den anderen Erdteilen ist das Gegenteil der Fall. Auf 1000 Männer kommen in Europa 1024 Frauen, in Afrika 990, in Amerika 977, in Asien 944, in Australien 1812. Unter allen Ländern Europas hat Norwegen verhältnismäßig die meisten Frauen: 1060 auf 1000 Männer. Es folgen England mit 1059 Frauen, die Schweiz mit 1056, Spanien mit 1044, Portugal mit 1041, Deutschland, Oesterreich und Ungarn mit 1035, Dänemark mit 1032, England mit 1022, Frankreich mit 1008. Die anderen Staaten Europas haben weniger Frauen als Männer, Belgien 985 und die Balkanstaaten etwa 950. In Afrika haben einige Staaten, darunter Aegypten, mehr Frauen als Männer, in den meisten afrikanischen Staaten haben aber die Männer das Uebergewicht. Auf Mauritius, Reunion usw. übersteigt die Zahl der Männer die der Frauen sogar um das Doppelte. Die meisten Frauen findet man in Westindien, 20 Prozent mehr als Männer. In Ecuador kommen auf 1000 Männer 1129 Frauen, in Martinique 1091, in Kolumbien 1058. Salvator ist der einzige Staat der Welt, wo die Zahl der Männer und Frauen gleich ist. In den Vereinigten Staaten kommen nur 978 Frauen auf 1000 Männer, in Peru und Kanada 976, in Argentinien 942, in Brasilien 938, in Uruguay 934, in Japan 971, in Britisch-Indien 944, in Sibirien 932, in Zentralasien 909, in Kaukasien 898, in Ceylon 877, in Hongkong — 375. G. K.

Amerika, das Paradies der Hausangestellten.

Wie groß die Hausangestelltennot drüben sein muß, geht aus dem Bericht der Gattin eines in Amerika weilenden diplomatischen Vertreters hervor, die kürzlich in Berlin weilend, Pressevertretern folgendes erzählte: Ein Dienstmädchen kann in den Vereinigten Staaten monatlich 60 Dollar neben freier Station und Kleidung erhalten. Hat es eine Stellung ein Jahr inne, sogar 150 Dollar Prämie. Köchinnen werden nicht selten eigene Fordwagen zur Verfügung gestellt. Diese Tatsache soll nun aber nicht dazu beitragen, die Auswanderungsquote der Dienstboten zu steigern. Darum soll es nicht verschwiegen werden, daß bei Unfähigkeit die Hausangestellten im goldenen Amerika ebenso schnell wieder auf die Straße gesetzt werden. M.

Ministerielle Schönheitsvorschriften.

Wie lange klagt man schon darüber, daß die Damenwelt sich mit allen möglichen und unmöglichen Kleidungsstücken martert, nur um der Mode zu fröhnen, und daß sich keine Regierungsstelle findet, die zum Vorteil der Volksgesundheit tatkräftig einschreitet. Diese Klage kann jetzt verstummen, denn in Frankreich hat sich der Minister gefunden, der entschlossen genug war, dem Drachen in die Zähne zu greifen und die Frauen davon abzubringen, daß sie sich alle möglichen Foltern auferlegen, um angeblich schöner zu sein. Es ist der französische — Kolonialminister, der dieses Beispiel der Unerschrockenheit gab; allerdings fing er vorsichtshalber bei der schwarzen Weiblichkeit an, wohl um sich erst von der Wirkung seiner Erlasse zu überzeugen, ehe man sie auf Paris überträgt. Er griff dem Drachen buchstäblich in die Zähne, denn er untersagte den schwarzen Damen bestimmter Stämme in den französischen Kolonien, sich die Zähne spitz zu feilen, was hier als ein Erfordernis kolonialweiblicher Schönheit galt. Dem gleichen Ministerialerlaß fielen die Lippenwülste zum Opfer, bei denen durch Eingliederung großer Holzteller in das Zellengewebe die schwarzen Schönen so unwiderstehlich zum Küssen einluden. Alle diese Verzierungen, die für die Schwarzen den Himmel auf Erden ausmachten, verwarf Minister Perier aus nüchternen Gesundheitserwägungen, und es spricht gewiß für seine Kühnheit, daß er kurz nach dem Aufstande Abd el Krims die Möglichkeit eines zweiten schwarzen Aufstandes nicht scheut, um seine Ansicht durchzusetzen.

Der Regenschirm in der Tasche.

Ein amerikanischer Schirmkünstler hat einen Liliputschirm erfunden, der so klein ist, daß er im Handtäschchen aufbewahrt werden kann. Und was sagen die Damen dazu? — Einen Augenblick bitte, mir fliegt soeben ein Brief, mit dem Absender: Königin Mode auf den Tisch. — — Was? — Ein Protestschreiben? Die Damen können sich für diese neue Erfindung, oder vielmehr Modeschöpfung nicht erwärmen, weil sie Neuheiten nicht versteckt, sondern sichtbar tragen wollen, damit sie die Mitwelt bewundern kann. Armer Modeschirmbeglücker, nun machst du pleite. Mit den unsichtbaren Sensationen ist eben nichts zu erreichen.

Ratschläge und Winke

Angebrannte Speisen.

Ist eine mehlhaltige Speise angebrannt, so rühre man nicht darin, sondern nehme den Topf schnell vom Feuer und setze ihn in ein Gefäß mit kaltem Wasser, dadurch verschwindet der brenzelige Geruch sofort. Dann schütte man den Inhalt in einen reinen Topf und koche die Speise fertig, jedoch unter beständigem Rühren. Bei anderen Speisen, die stark angebrannt sind, hüte man sich vor Zugabe von Wasser und Umrühren. Man schöpfe vielmehr die nicht angebrannten Teile der Speise vorsichtig in einen anderen Topf, dessen Boden vorher mit etwas Fett oder Wasser bedeckt wurde.

Gesundheitliche Vorteile des gerösteten Brotes.

Beim Rösten des Brotes bilden sich brenzlige Stoffe, die den Appetit anregen und einen angenehmen Duft verbreiten. Auch schwindet das unangenehm Glitschige und Klebrige der Krume vollständig. Das knusprig geröstete Brot zwingt zum längeren, ausgiebigeren Kauen und Einspeicheln als teigiges, schlüpfriges, das man bald hinunterschluckt. Dadurch wird es viel leichter verdaulich, denn der Speichel verwandelt die Stärke der Nahrung in Deptrin und Zucker, vollzieht bereits den ersten Akt der Verdauung, die Vorverdauung. Geröstetes Brot ist bekömmlicher und wird im Verdauungskanal bedeutend besser ausgenutzt. Nährwert und Schmackhaftigkeit werden also durch Rösten erhöht. Besonders Kinder essen es gern, da es so knusperig ist wie Zwieback; mit Obst bildet es ein sehr empfehlenswertes Frühstück. Auch in Kriegskaffee getaucht, schmeckt und bekommt es vortrefflich ohne Marmelade oder Butter.

Das Beschlagen der Brillen und Kneifergläser

kann als recht lästig und unangenehm empfunden werden. Es macht nervös, behindert. Man tut daher gut, die Gläser recht sorgfältig zu putzen und dann eine leichte Einreibung mit Glyzerin vorzunehmen. Hierauf muß ein trockenes Tuch die Gläser wieder hübsch blank putzen.

Büchertisch

Der Herbst kommt, die Blumen kommen vom Freien ins Zimmer, da bringt Nr. 50 des Daheim mit einem bebilderten Aufsatz hübsche Anregungen über neue Blumentopfformen. Lenko v. Koerber spricht über die Frau im heutigen Palästina, Prof. Haberland belehrt über die wechselseitigen Beziehungen zwischen Zahn- und Körpererkrankungen, Pfarrer Lehmann überrascht mit einer Aufstellung von Berühmtheiten, die aus evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen sind. Ueber die Kunstgrenzen zwischen Expressionismus und Neuer Sachlichkeit wird an Hand eines Beispiels gesprochen. Roman, Novelle, Frauenbeilage, Tagesbilder geben dem reichen Heft den Rahmen.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 | Altena, den 13. September | 1927

Die Jagd nach der schlanken Linie

Von Ottilie Wiehl.

„Der Mensch ist auf der Welt, um glücklich zu sein", schreibt Marden in seinem Lebensbuch. Marden ist natürlich ein Mann, denn nur ein Mann kann das heutzutage behaupten!

Wir Frauen wissen es anders, wir kennen die große Not — die Jagd nach der schlanken Linie, anfangend bei den Vierzehnjährigen und endigend? Großmutter, Urgroßmutter. Keine Indiskretion! In der Morgenfrühe beginnt es. Du stehst vor dem Spiegel, durchforschst dein Gegenüber aufmerksam, kritisch, sehr kritisch. Wehe dem Quentlein Fett, das sich verbotenerweise eingeschlichen hat. Es verdirbt dir die Stimmung für den ganzen Tag! Befriedigung läßt aber das Gegenteil aus. Du nickst dir befriedigt zu bei der Feststellung: ganz schlank, mittelschlank oder „vollschlank"! Der Sinn dieser letzteren Bezeichnung ist nur Eingeweihten erklärlich, es gibt Nichtkenner dieser Umschreibung, die einen rohen, brutalen Ausdruck dafür brauchen: dick! Der Weg zur Knabenlinie ist, wenn das Manko (früher war es das) nicht naturgegeben ist, äußerst beschwerlich.

Solange es Furcht vor dem Dickwerden gibt, gibt es kein ungetrübtes Glück! Du hast vielleicht monatelang gefastet, dich selbst geopfert, gemartert — schließlich bist du auch nicht als Asketin geboren! Und das Resultat? Dein Spiegelbild! Ich bleibe objektiv — wie das Glas. Dies Gegenüber genügt dir meistenteils noch nicht oder, wenn die Linie erreicht ist, muß sie auch erhalten bleiben. Wie das geschieht?

Seufzend legst du dich auf den Boden, verrenkst deine sämtlichen Glieder nach allen Himmelsrichtungen, hantelst, macht Freiübungen, kriechst im wohlverschlossenen Zimmer auf allen Vieren über den Boden. — Na, ja! Vorwürfe brauchst du dir wegen deiner Bemühungen nicht zu machen!

Alles ist geschehen, um den Appetit zu fördern! Nun beginnt Enttäuschung! Auch die schönsten Blumen auf dem Frühstückstisch können dir den materiellen Genuß eines kräftigen Frühstücks nicht ersetzen. Martyrium! Eine Tasse Tee, ein paar dünne Scheiben Toast mit — Marmelade, bei der zweiten Schnitte fängst du mit deiner Berechnung an: K. K. Kalorien — Schluß! Mit dem Gefühl befriedigter Selbstentfleischung im Dienst der Mode erhebst du dich, gleichviel ob dein Magen rebellisch und plebejisch: Hunger! schreit oder nicht. Wird er gar zu zudringlich, machst du ihm etwas blauen Dunst vor, rauchst eine Zigarette! Das genügt und zählt nicht als Kalorie! Massage, rhythmische Gymnastik im Kreise von gleichgesinnten Linienjucherinnen! Man beglückwünscht sich um ein Viertel- oder Halbespfund Mehr — nein Mindergewicht!

Mittagessen! Neben dir der Kalorienzettel! Dieses Unglücksding soll manchen Ehemann zur Verzweiflung bringen! Natürlich nur unmoderne Ehemänner, die selbst noch der silbernen Hochzeit noch stolz auf ihre Frau sind und auf die Knabenlinie ihrer Gattinnen verzichten! Einladung zum Kalorientee! Ehrlich gestanden! Kuchen, Sahne usw. haben eigentlich immer Anhänger gehabt und haben sie nach den Riesenauslagen auch heute — aber du gehörst natürlich nicht zu ihnen. Beim Tee gibt es Toast, butterbekratzt, mit Rauchfleisch oder Kalbfleisch fettlos belegt! Das Schönste solchen Tees ist der graziöse Tafelschmuck und die Schüsselverzierung!

Nun zum Erfolg dieser neuen Frauenarbeit. Fragen Sie den vernünftigen Arzt! — Gesundheitsschädigungen, — Raubbau der Kräfte! Jeder Körper hat ein Bestimmtes an Nahrungsaufnahme nötig, und Dicksein ist, besonders in vorgerückten Jahren, vielfach Vermögen!

Wir Frauen sind stolz, daß wir das Korsett überwunden haben, uns nicht mehr einschnüren. Dafür haben wir nun die „Knabenlinie" eingetauscht! Sind wir wirklich klüger geworden? Sicherlich — jedes Uebermaß an Essen, besonders Süßigkeit soll und darf vermieden werden, aber uns jetzt in die Zwangsjacke der Knabenlinie stechen zu lassen, dünkt uns kurzsichtig — ja töricht! Der Mensch ist auf der Welt, um glücklich zu sein! Das wollen wir nicht vergessen, also unser Glück auch nicht an einem oder ein paar Pfunden Mehrgewicht zerbrechen lassen! Dafür ist die moderne Frau viel zu fortschrittlich und klug, nicht wahr?

Farben als Verräter

Von Margarete Hodt.

Viel mehr, als manche Dame ahnt, erzählt ihr Kleid. Der berühmte Maler Albert Keller sagte einmal, daß auf seinen Bildern die Frauen nicht das Interessanteste seien, sondern die Art, wie sie sich anzuziehen verständen. Das Gewand plaudert von seiner Trägerin und schildert ihr Wesen oft besser, als sie selbst es könnte, wenn sie uns auch ihre geheimsten Seelenregungen offenbaren wollte. Besonders die Farben sind Verräter, sie spiegeln Temperament und Sehnsucht wieder.

Selbstverständlich verlangt die zarte Jugend nach frühlingsfrischen Tönen, duftiges Rosa oder Himmelblau, Rot oder Grün wird die Wahl sein. Kommt ein Mädchen in die Jahre der Liebe, so begehrt es lebhafte Farben, denn in seinem Unterbewußtsein hegt es den ganz natürlichen Wunsch, aufzufallen und gesehen zu werden. Erst wenn es sich zur Entsagung durchgerungen hat, zieht es sich auf die matten Töne, Schwarz, Grau oder Braun zurück. — Damen, die nicht von Rot lassen wollen, auch dann nicht, wenn ihre Gesichtszüge nicht mehr den Schmelz der Jugend aufweisen, haben ein Herz, das nicht verblühen will, ohne geliebt zu haben. Um jeden Preis wollen sie jung aussehen, um dem Leben ein letztes Glück abzutrotzen. Harmonische, in sich gefestigte Seelen lieben ein sanftes Grün, das an die Schönheit des Waldes mahnt, oder ein stilles Blau, das wie klares Wasser wirkt. Ein grelles Gelb, das an schrille Trompetenstöße erinnert, wird nur von Frauen getragen, die bewußt den Mut haben, aufzufallen und sich gern den Hof machen lassen. Manche Damen wollen von Braun und Grün überhaupt nichts wissen, sprechen ihnen die Berechtigung als Farben sogar ab, und da sie meistens lebhaft sind und Phantasie besitzen, bekennen sie sich immer wieder zu den ausgesprochenen Farbtönen, die jedoch nicht kräftig und aufdringlich zu sein brauchen. Gewisse Frauentypen kleiden sich gern schreiend bunt. Sie haben ihr eigenes Gleichgewicht noch nicht gefunden, — vielleicht erreichen sie es nie. Aber sie kommen sich ungeheuer wichtig vor und wollen um alles in der Welt nicht, daß man sie übersieht.

Die Königin aller Farben ist Weiß. Hätte man die edelsten Farben der Welt auf einer Scheibe, die schnell gedreht würde, so käme ein Grau heraus, das dem Weiß am nächsten steht. Weiß ist daher die Summe aller Farben. Ein blendend reines himmlisches Weiß ergeben die Töne des Regenbogens, wenn ihr Licht ungebrochen ist. Im Volksmund nennt man Weiß die Farbe der Unschuld; sie ist ohne Frage die vornehmste. Darum wählt man auch meistens Weiß, wenn es sich um einheitliche Festgewänder für Kinder oder junge Mädchen handelt. Kann man sich das Brautkleid anders als in zartem, schneeigem Weiß vorstellen? —

Wie mag es aber zugehen, daß trotzdem die Dame in Weiß heutzutage verhältnismäßig wenig zu finden ist? Ueberall machen sich Modefarben breit, nur Weiß scheint vernachlässigt. Freilich, nicht jede Frau kann es sich leisten, ein weißes Kleid zu tragen. Es gehört Lebenssicherheit dazu, sich in einem Anzug aller Augen zu zeigen, dessen feinster Reiz in seiner Makellosigkeit besteht. Zum weißen Kleid gehört auch heute ein weißer wolliger Mantel, der bei kaltem Wetter (niemals aber bei Regen!) übergezogen werden kann. — Früher war man allgemein der Ansicht, daß Frauen, die ein gewisses Alter überschritten hatten, auf das weiße Kleid verzichten müssen. Ueber dieses Vorurteil sind wir glücklicherweise hinaus. Heute darf sich sogar Großmama noch erlauben, ein weißes Kleid oder Kostüm anzulegen, wohlverstanden, wenn sie durchaus eine Dame ist, denn sonst steht es ihr nicht. Ein weißes Kleid zu weißem Haar kann überraschend gut aussehen. Aber es gehört noch etwas anderes dazu als Jugend: Damenhaftigkeit, Lebenssicherheit oder gar silberflimmerndes Haar. Unsere Illusion möchte gern, daß die Trägerin in Weiß auch das besitzt, was ihrer äußeren Makellosigkeit und dem Vorrecht auf den eleganten weißen Anzug entspricht: das ist? — die schöne Seele . . .

Was bringt die Herbst- und Wintermode?

Noch ist das Geheimnis nicht enthüllt. Nur die Eingeweihten wissen Genaues um die Dinge, die in den rastlos arbeitenden Werkstätten ausgeheckt wurden, lange Zeit vorher — als wir gerade an die Frühjahrskleidung dachten. Aber nun stehen wir dicht davor, uns von den modischen Herbst- und Winterneuheiten überraschen zu lassen. Kleine Ausblicke sind ja erlaubt, und Ahnungen tragen oft eine unheimliche Gewißheit in sich. Jedenfalls sind sie hier dunkler Art. Das sieht nicht so gefährlich aus, wie es klingt. Die lang anhaltende Buntheit in einer Jahreszeit abgelöst zu sehen, die für gemessenere, ruhigere Töne geeignet erscheint, ist vorteilhaft. Das gilt nicht ausschließlich für die Straßenkleidung, im Gegenteil, das Dunkle steigert sich zum Schwarz bei Tee- und Gesellschaftstoiletten. Auch das wird Anhängerinnen finden, die darauf warten. Denn vergessen wir doch nicht, wie vorzüglich allein den hellhäutigen Blondinen ein schwarzes Kleid zu Gesicht steht, ferner daß Schwarz von vornherein eine Vornehmheit verbürgt, die der Mode erwünscht ist. Auserwähltes Gewebe — worin wir jetzt so verwöhnt sind — feinster und gröberer Art, ist dazu vorgesehen. Vor allem aber ein fließender, schmeichelnder Stoff, der die Gestalt in so weiche, „frauliche" Falten zu hüllen weiß, die Linien des Körpers anmutig nachzieht, immer vornehm ist und sich außerdem bei richtiger Pflege auch gut trägt — Samt. Zumächst als Aufputz in Form von großen Schleifen — sogar an Mänteln! — oder applizierten Streifen, Blenden, Schalkragen, Manschetten, Samtglocken auftauchend, stehen den Kleidern der aparten Verbindung von Tuch, Taft oder Chinaseide mit Samt die ganz samtenen, sowie die modernen, kurzen Samtjacken zum abweichenden Tuchrock gegenüber. Hier muß Schneiderkunst dem beliebten Stoff durch akuraten und doch schwungvollen Sitz zu der Wirkung verhelfen, die er verdient. Denn Samt selbst ist anspruchsvoll in der Wahl eines Besatzes, wenn dieser gewünscht wird. Ob kombiniert mit schwarzen Spitzen, oder effektvoll mit weißem Aufputzmaterial zusammengestellt, bleibt das Wie immer eine Geschmacksfrage. Schwarzweiß ist gleichfalls von den kommenden Modefarben bevorzugt. Man sieht Teekleider, die auf transparentem Stoff weiße Samtapplikationen zeigen, durch Perlen verbunden, die nicht unmodern werden sollen. Außer dem Taftstilkleid, das etwas länger getragen werden muß, sind von den Gesellschaftskleidern diejeni-

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Sonderbeilagen: „Sport-Nachrichten", „Heimat und Welt", „Silberland". Bezugspreis monatlich bei der Geschäftsstelle oder durch die Post 2,40 Mk. Anzeigen die vorm. Nr. 215 Geschäftsstelle: Herrengasse 19 Fernsprecher Nr. 2

Die

Einheitspreis

Es ist unwe... kleinen ... wächt. Bei ... Front der vier ... Frankreich, Deu... Konstellation ... nach Ansicht ... werden. Au... Ansicht, daß es ... wäre, wenn sich ... der Mittelst... eng an England... lich hoffte der M... sten Delegation... zu erreichen. E... schlossen, d... tagung noch ir... Wie zuverlässig... schen Delegation... überhaupt unge... heit heben wir... durchzusprechen, ... diesen Tagen n... einem Minister... kowski bespr... Aussicht genom... aufzuhalte... wissen, daß es ... nach Genf zurü... daß die Räum... Sprache ko... handlungen me... der Abrüstu... wirtschafts... Tagung beende... Nachspiel h... lich die Absich... Genfer Tagun... Welche Proble... handlung komm... nimmt aber an... nie um Bal...

Ausst...

WTB Gen... heute nachmitta... längere Rede, ... oft leichter für ... zu vermindern ... eigenen Auffas... ihr aber zuwi... Vertrauen, den ... Artikel 8 des Pa... von Teil 5 bes... pflichtung ... aus, und zwar ... Mitglied auf ... gliedes berufen ... derung bei Ein... kompensie... die Erhaltung ... Rednier, weite... Völkerbund, ... geschaffen werd... die politische ... wie das jeder ... Auffassungen, ... der Verwirklich... blick einen a... nation auf... hinaus, aus d... und verschärft... tenden Arbeit ... treten einer ... schlossen ha... Das wäre ... müssen der ... Völkerbund ... können wir ... Bereitende Ar...

Rosen in Florenz

Skizze von Paulrichard Hensel

In der Nähe der Straße nach Fiesole, auf den Zypressenhügeln, in deren Schatten Böcklins Haus steht, sah Rainer Brach an einem Frühlingstag zum ersten Mal die fremde Frau. Unvermittelt stand sie hinter ihm, wie ein Märchen aufgetaucht, die Verkörperung geheimnisvollen Lebens in dem Schweigen dieser Landschaft. Sie trat zu ihm, sie sprach — sie ist wie eine Madonna, dachte Rainer — und sie lächelte und bat. —

Seit dieser Begegnung war der junge Deutsche wie verwandelt. Er hatte viele Mädchen in Florenz gemalt, er besaß Freundschaft und Liebe und Geborgensein, aber war es nun das immer satte Licht der Sonne, das stete Zufriedensein, das ihn Unruhe und unbekannte Wege suchen ließ, oder spürte er vielleicht fremdartiges, aufwühlendes Erleben hinter den dunklen Augen der fremden Frau, das seinen Künstlerehrgeiz aufstachelte — er zeigte sich jetzt selten in dem Kreis der Freunde und erzählte nicht von Fiametta di Branconi, der Madonna, die er gefunden hatte. Beklommen hatte er das prächtige Landhaus betreten, in das sie ihn gebeten hatte. Und die neue fremde Welt, die schöne Frau mit den aristokratischen Bewegungen, der Kuß, mit dem sie ihn wortlos festgehalten hatte, das alles ließ ihn dies Erleben wie ein Märchen erscheinen, das den klugen Maler mit den hellen Augen bezauberte wie ein berauschender Trank. In ihrem Garten malte er Fiametta, und sie sprachen wenig dabei. Es war, als wenn ihnen die Verschwiegenheit der Hecken und Bäume genug war. Einmal brachte Rainer der Frau einen großen Busch Rosen aus seinem Garten mit. Sie nahm sie in beide Hände und sagte: „Ich habe dich lieb." Das klang wie ein zarter Cellostrich im Abendwind. Rainer aber sah beklommen zu Boden und wünschte sich das Sonnenlicht eines hellen Vormittages. Und wieder an einem Tage war Fiametta ein Stück Weges mit ihm herabgegangen, bis sie die Gärten und Häuser östlich der Stadt am Arno sehen konnten. Da streckte Rainer die Hand aus:

„Dort unten wohne ich." Er wollte noch hinzufügen: „Und mit mir wohnt dort Maria Lenz, die ihre Heimat um meinetwillen verlassen hat ..." Aber das Märchen war zu nahe und machte ihn stumm.

Ja, es hatte den Maler beklommen gemacht, als er spürte, daß diese Frau ihn liebte. Dann aber brannte auch das Feuer in ihm — nicht aus Eitelkeit, der Erwählte zu sein, nicht allein aus romantischem Fieber und Abenteuerlust, sondern weil das Haus Fiamettas von Leid und Einsamkeit erzählte und weil er in seinem unbefangenen Gemüt nichts anderes dachte, als daß es so sein müsse, einem Menschen gut zu sein, wenn man ihm damit Freude gäbe.

Durch die engen Straßen der Stadt drängte sich in Staub und Lärm das Leben. Auf der Höhe aber unter den Zypressen wußten zwei Menschen, daß sie den mit einem Kuß begonnenen Traum weiterträumen durften —

Da wurde Fiametta krank. Und diese Krankheit zwang sie, dem Freunde zum ersten Male zu erzählen, daß sie vermählt sei und daß ihr Gatte jetzt wohl für einige Zeit zurückkommen werde, damit sie nicht allein sei. „Aber ich will an dich denken", sagte sie mit ruhigem Lächeln, „und ich will auch wissen, daß du mich nicht vergißt. So oft ich Rosen an der Mauerecke finde, wo die kleine Davidbronze steht, werde ich wissen, daß du mir treu bist. Und das wird mich gesund machen ..."

Tief in Gedanken ging Rainer Brach fort. Er empfand nur, daß ihn diese Frau getäuscht hatte und daß dieser Traum nun zerbrach wie eine bunte Glaskugel; denn wie konnte sie ihn lieben, wenn ihre Liebe einem anderen gehörte? Wo konnte eine Erfüllung, wie konnte ein Erwachen aus diesem Dämmerleben sein? Da dachte er an Maria Lenz, die schweigsam und geduldig neben ihm herlebte. Hatte er denn nicht dasselbe getan wie Fiametta? War sein Herz nicht auch geteilt, und war er nicht dennoch verschwiegen geblieben? Da wußte er keinen Heimweg mehr. Der Abend hatte sich längst über die Stadt gesenkt; Rainer Brach saß in einer Wirtschaft und schrieb einen Brief an Maria Lenz; es war ein langer Brief, bis der Wirt die Lampen löschte. Dann ging Rainer langsam am anderen Ende der Stadt hinaus, das Ufer entlang —

Fiamettas Krankheit fesselte sie viel an ihr Zimmer. Als sie aber einmal in den Garten ging, fand sie an der bezeichneten Stelle viele rote Rosen, die über die Mauer geworfen waren. Auch am nächsten Tage und immer wieder. Da freute sie sich des blonden Freundes. Das Gefühl, daß da irgendwo ein Mensch närrisch in sie verliebt sei, machte sie lebensfroh und zärtlich zu dem anderen, der nahe war. Und weil jedes Spiel einmal ein Ende haben muß, und weil die Gegenwart greifbarer ist als ein Traum und der Herr von Branconi nicht nur verliebt, sondern auch reich war, folgte ihm die Genesene gern, als er vorschlug, ein Bad am Meer aufzusuchen ...

— — Nach einem halben Jahr kam Fiametta zurück, enttäuscht wie oft und müde. Sie dachte an Rainer Brach, und da sie ihm in der Nähe ihres Gartens nie mehr begegnete, ging sie eines Tages mit der Sicherheit der geliebten Frau in das Haus, das er ihr einmal bezeichnet hatte. Dort fand sie eine junge, blonde Frau, die sie nach Rainer fragte.

Maria Lenz sah die schöne Italienerin ruhig an und sagte: „Er ist fort. Er gehörte mir, ich liebe ihn noch, und darum brauchen Sie wohl weiter nichts zu fragen."

Fiametta sah überrascht auf die schlanke Gestalt mit dem blassen Gesicht. Dann brachen Stolz und Spott aus ihr heraus: „Ich frage nicht danach, ob Sie ihn lieben! Was wissen Sie denn von ihm und mir? Wenn Sie ihn liebten, warum hielten Sie ihn dann nicht? Ihr Kühlen und Stillen, was denkt Ihr denn, was Liebe ist? Ich gab ihm das Leben ..."

Marias Augen wurden dunkel und ernst. „Nur das Leben? Mag sein, daß wir nicht viel von Liebe wissen. Aber vielleicht lernen Sie von einer deutschen Frau, was Treue ist. Denn Rainer war Ihnen noch treu, als sie es zu sein längst vergessen hatten. Daß ich es selbst war, die täglich die Rosen über Ihre Mauer streute, weil er mir in seinem letzten Briefe davon erzählt hatte, daß Sie es wünschten, daß Sie krank seien und denken sollten, er wäre in Ihrer Nähe — was macht denn das aus. Er hätte es gewiß selbst getan, wäre er nicht verirrt — gestorben —"

Fiamettas Gesicht wurde blaß. „Und wo — wo ist er jetzt?"

„Sie suchten den Lebenden. Der Tote kümmert sie nichts. In meinem Garten blühen noch genug Rosen für sein Grab —"

Da beugte sich Fiamettas Kopf zum ersten Male vor einem anderen Menschen.

---

gen besonders schön, die ein zartfarbenes Unterkleid erfordern, etwa schwarze Spitzenstoffe oder spinnwebdünne Chiffon- oder Kreppseiden auf weißer oder rosa Seide.

Was ist natürlicher, als daß da auch der Samthut — ein langentbehrter — wieder Aussicht hat, bei den Damen Anklang zu finden. Ließ sich im Sommer das Stroh nicht länger verbannen, so wird es mit den Winterkonkurrenzen für die kleinen Filzstumpen gehen. Und zwar nicht nur Samttoques als „Trotteur" werden auftauchen, als Neuheit will der dem sommerlichen Florentiner entsprechende breitrandige Samthut mit großer, geschwungener Linie „a la Rembrandt" zu Ehren kommen. Also wieder eine weiche, weibliche Umrahmung des Gesichtes. Ob etwa langes Haar wieder ernsthaft Mode werden will? — Auch mit wenigem Glockenrand sind diese Hüte kleidsam, meist jedes Schmuckes entbehrend, es sei denn, daß ein schlichtes Band oder nur eine Nadel als Zierde verwendet ist. Für die Straße werden sich freilich die großen Hüte nicht einführen, wie auch hierfür der glatte, so praktisch allen Zwecken dienliche Mantel mit Herrenrevers und einfachem Samtkragen vorläufig nicht zu verdrängen sein wird. In der glücklichen Lage, mehrere Mäntel zu besitzen, ist es angebracht, darunter eine Phantasieform mit Glockenschnitt, der auch wieder getragen wird, zu wählen. Schlichte Mäntel und Jackenkleider wird man viel in Dunkelblau sehen. Die größeren Hüte sind natürlich auch auf Chiffon- oder Spitzenmaterial übertragbar und dann zum eleganten Gesellschaftskleid eine vornehme Ergänzung.

Abgesehen vom Stilkleide wird mit längeren Kleidern und Röcken nicht zu rechnen sein, die Mäntel sind allenfalls um einige Zentimeter länger geraten und im übrigen, falls nicht mit Samt garniert, sämtlich mit Pelz verbrämt, der eingefärbt oder abweichend im Ton gern die ganze vordere Verschlußlänge in glattem Streifen bekleidet.

K. Goetz.

Erkenne dich selbst in deinen Kindern

Von Ilse Steffens-Leipzig.

„Das hat er von mir", sagt Papa voller Stolz, wenn er seinen siebenjährigen Sprößling beobachtet, wie dieser beim „Untersuchen einer altersschwachen Weckeruhr" technische Fähigkeiten zu verraten scheint. Und „ganz wie ich" flötet Mama beglückt, wenn ihr Töchterchen schon im frühesten Kindesalter Zeichen einer stark ausgeprägten Ordnungsliebe verrät.

Nun ja, es ist nichts Verwunderliches an dieser Tatsache; hat doch die Vererbungstheorie herausgerechnet, daß unsere Kinder zu 50 Prozent väterliches und ebenso zu 50 Prozent mütterliches Erbe mit in die Wiege bekommen. Wie sich dann später dieses Erbe auswächst oder verkümmert, das wird von den jeweiligen Einflüssen im Leben, Erziehung, Umgebung u. a. mehr abhängen.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß unsere Eigenschaften, geistige, seelische und körperliche, im Kinde weiterleben.

Daran sollten wir immer denken. Wir tun es auch oft genug, wenigstens dann, wenn es sich um gute Eigenschaften handelt. Wir sind glücklich, darüber und versichern diese Tatsache andern gegenüber oder lassen sie uns versichern von andern, im Scherz und auch im Ernst.

Wie aber, wenn es sich um einen unserer Fehler handelt?

Dann vergessen wir so gern, daß dieser Fehler ja auch in uns schon schlummerte. Bei unserem Kinde macht er uns so viel zu schaffen, haben wir ihn bei uns selbst auch so ernst genommen?

Wenn wir ehrlich sind, erkennen wir uns in unendlich viel Dingen in unseren Kindern wieder; und wir sollten weder sie wegen ihrer Schwächen — ob körperlich oder geistig — verurteilen, als trügen sie die Schuld daran — noch sollten wir ihnen etwaige Vorzüge als Verdienst anrechnen.

Die Erkenntnis der vorhandenen Anlage wird uns den richtigen Weg bei der Erziehung stellen. Mit drohendem Finger und noch drohender Miene hieß es schon im frühesten Kindesalter: . . . "sonst muß der Onkel Doktor kommen"; dieser feierlichen Eröffnung folgten dann bisweilen zur weiteren Bekräftigung noch schauerliche Schilderungen, wobei das „Messer" des Onkel Doktor eine wesentliche Rolle spielte. Jedenfalls wurde in dem ahnungslosen jungen Gemüt systematisch eine so tiefgehende Scheu vor diesem Begriff großgezogen, daß, wenn nun wirklich der „Onkel Doktor" in persona auftrat, ein sehr begreiflicher, aber für den Arzt ein sehr unangenehmer Widerstand sich geltend machte, der nicht mehr zu brechen war. In der Stunde der Gefahr steht man dann ratlos da mit dem Schuldgefühl: Du hast es dir selbst zuzuschreiben. —

Die gedankenlose Sitte mit dem „schwarzen Mann" ist wohl lange überwunden, hingegen begegnen wir der kaum weniger törichten mit dem „Onkel Doktor" heute noch unverständlicherweise unter denkenden Müttern.

Umgekehrt gibt es wieder Mütter (meist sind es die ganz modernen), deren Grundsatz es ist, ihre Kinder, ganz gleich, in welchem Alter, mit dem Begriff „Arzt" und „Krankheit" in einer Weise vertraut zu machen, als gehörte diese Weisheit zu den Notwendigkeiten der Kinderstube. Besonders da, wo es sich um sogenannte Sorgenkinder handelt, wo es sich um ein mehr oder weniger ernstes Leiden handelt, das dauernde Beobachtung durch einen Arzt erfordert, halten es Mütter für richtig, die kleinen Patienten zu Mitwissern und Mitträgern dieser Sorge werden zu lassen aus der Erkenntnis heraus, daß das Kind auf diese Weise selbst darauf achtet, was es zu meiden hat und was ihm dienlich ist; so meinen sie dem Fortschreiten der Krankheit doch soweit als möglich Einhalt zu gebieten. Sehr schön, aber — man vergißt dabei, daß man es mit einem Kinde zu tun hat! Wenn eine Mutter schon schwer trägt an solcher Not, wieviel mehr wird diese erst in einem unerfahrenen Kinderherzen Aufruhr und Bangigkeit anrichten. Wieviel Angst und Hilflosigkeit mag da der Mutter verborgen bleiben, aber in dem kleinen, ohnehin geschwächten Körper Unheil anrichten. Denn wie unendlich viel das seelische Moment bei allen Krankheiten, welche es auch seien, mitspricht, d. h. wie stark ein Heilprozeß beispielsweise durch ein zergrübeltes Gemüt behindert oder umgekehrt durch ein fröhliches gefördert zu werden vermag, das weiß heute nicht nur der Arzt, sondern jeder Laie. Wenn auch diese Weisheit eine uralte ist, so hat doch erst in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft erkannt, in welch hohem glaublichem Maße sie sich auszuwirken imstande ist und naturgemäß jede Behandlungsmethode dementsprechend eingestellt. — Wenn nun also ein Kind durch die Aufklärung seiner Mutter einen Begriff seines Leidens erhält und dazu angehalten wird, sich selbst zu beobachten, so wird noch nicht einmal in jedem Fall das erreicht, daß dieses Kind nicht durch Leichtsinn dieses Leiden fördert, sicherlich dürfte indessen umgekehrt das Bewußtsein seines Kranksein eine so tiefe und dauernde Depression ausüben, daß dieser Umstand einen größeren Schaden nach sich zieht. Im übrigen läßt sich ja ein anderer Weg finden, um hier zum Ziele zu gelangen. Mütter sind ja so wundervoll erfinderisch, wenn ihre Sorge sie treibt, ihren Lieblingen zu helfen.

Was haben wir für herrliche Beispiele, wie Mütter Listen ersinnen, die ihnen Liebe und Angst diktiert und die — meist auch von Erfolg gekrönt sind. Auch hier wird es ihnen gelingen, einen Ausweg zu finden, ihrem Kinde zu helfen, ohne ihm zugleich zu schaden. Wenn Mütter stets daran dächten, wie unsäglich schwer oft ein Erwachsener an der Gewißheit eines bestehenden Leidens trägt, wie ihn diese Gewißheit dazu treiben kann, eher das Leben wegzuwerfen, als es so weiterzuleben, dann würden sie eine zarte Kinderseele mit solch bitterem Wissen nicht belasten. Es gibt nichts Traurigeres als ein Kind, das mit solchen Ketten behaftet, durchs Leben gehen muß. Darum: Wollen wir nicht dem Arzt und der Gesundung eines kranken Kindes entgegenarbeiten, dann stellen wir den „Onkel Doktor" als guten Freund und Helfer hin und — gewähren wir unsern Kindern um ihrer selbst willen keinen Einblick in ihr Krankheitsbild, auch wenn es uns selbst bitteres Herzeleid bedeutet.

Allerlei über Kinderkrankheiten

Von Meta Kasten-Berlin.

Jede Mutter kommt in die Lage, den Arzt für ihr Kind holen zu müssen, sei es wegen einer akuten oder wegen einer beginnenden schleichenden Krankheit. Und dieser Arzt hat es bisweilen außerordentlich schwer, an den kleinen oder größeren Patienten heranzukommen. Eine unüberwindliche Abneigung, die weder durch Bitten noch durch List oder gar Gewalt wegzubringen ist, macht eine Behandlung manchmal beinahe unmöglich. Dieser offene Protest seitens des Kindes kommt aber auf das Schuldkonto der Mutter, die entweder selbst jene törichte Angewohnheit hatte oder sie von dritter Seite bei ihrem Kinde duldete: die Angewohnheit, den „Onkel Doktor" gewissermaßen als Schreckgespenst vor die Seele zu

---

Vom Mitleid

Von Cl. Bunge.

Mit dem Mitleid und dem Mitleid-Bezeugen ist es eine eigene Sache. Du kannst, wenn Du nicht sorglam auf Deinen Hut bist, gewaltig daneben timen! Und hast dann mehr verdorben, als gut gemacht! — Sich dem anderen mitleidig zeigen, wird sehr häufig zum aufdringlich-schmerzhaften Ihn-Erinnern an Wunden, die er im Augenblicke gerade garnicht spürte!

Eine Schwester hat das Mitleid, die unscheinbarer zwar, aber behutsamer ist: das Mitgefühl! Menschen, deren Wesen die Kraft echten Mitgefühls entströmt, werden auch ohne den Aufwand von Worten fast immer wohltuend wirken!

Es gibt Lebenslagen, die einem Menschen mit herbem Empfinden die Nähe sogenannter mitleidiger Seelen zur unerträglichen Qual werden läßt, während er zu derselben Stunde das wortlose Walten verständnisvollen Mitgefühles dankbar um sich duldet.

Wenn Du einem Bettler etwas schenkst, zeige ihm durch ein freundliches Wort, daß Du es gern tust! Wirf Deine Gabe nicht achtlos hin, denn es muß bitter sein, es immer wieder sehen und spüren zu müssen, wie schnell der andere vom Bilde des Elends abzuwenden sich bemüht.

Gewiß, ich weiß es wohl, in sehr vielen Fällen ist die hastige Gebärde, die teilnahmslose Miene, mit der man im Vorübergehen eilig sein Almosen gibt, nichts anderes als die Maske desjenigen, der sich schämt, sich auf dem, was man „das gute Herz" nennt, ertappen zu lassen! Aber dennoch müßte uns hier die Rücksicht auf fremdes Empfinden über die auf eigenes gehen!

Mit dem Mitleid muß die Barmherzigkeit Hand in Hand gehen, wenn Du ihn, dem es gilt, nicht nur äußerlich beschenken, sondern auch innerlich warm machen willst!

Ueber Höflichkeit

Es war in der Straßenbahn. Ein frischer, halbwüchsiger Junge saß dort mit seiner Mutter, die, wie sich aus der Unterhaltung ergab, aus der Provinz nach der Großstadt gekommen war, um ihren Sohn, den jungen Gymnasiasten zu besuchen. Er machte sie auf dieses und jenes aufmerksam, und man merkte ihm so recht den Stolz an, schon den Großstädter spielen zu können. Ein älterer Herr stieg ein, der keinen Sitzplatz mehr fand. Der Junge auf der Bank neben seiner Mutter ließ sich in seiner Unterhaltung nicht stören. Die Mutter sah ihn einen Augenblick an, und als alles blieb wie zuvor, sagte sie leise einige Worte zu ihm. Man konnte aus seiner Antwort nur die Worte auffangen: „Das ist aber hier gar nicht Sitte, das tut man in der Großstadt nicht." Aus der ganzen Art des Gesprächs war leicht zu erraten, um was es sich handelte. Der Knabe sollte dem älteren Herrn seinen Sitzplatz anbieten. Bei den Worten: „Das ist aber hier gar nicht Sitte", richtete sich die Mutter, die bis dahin das Gespräch leise geführt hatte, empor und sagte mit weithin vernehmlicher Stimme: „Dann will ich Dir etwas sagen, mein Sohn. Solltest Du Dich wieder einmal in einer ähnlichen Lage befinden wie hier und diese Mode der Unhöflichkeit mitmachen wollen, dann fühle Dich, wo und wann im späteren Leben es auch sein mag, auch wenn ich nicht in Deiner Nähe bin, von Deiner Mutter geohrfeigt."

Wie elektrisiert fuhr der Knabe zusammen. Sein frisches hübsches Gesicht wurde noch um einen Schein dunkler rot; ehrerbietig zog er die Mütze und bot dem vor ihm stehenden Herrn seinen Platz an, der ihn mit einem höflichen Gruß gegen den Knaben, aber einem noch höflicheren Gruß gegen die Mutter dankend annahm.

Möchten doch viele Väter und Mütter dafür sorgen, daß ihre Kinder, soweit sie gesund und kräftig sind, diese „Mode" der Unhöflichkeit nicht mitmachen.

Das Sal

Von Munkepunke.

Ich könnte auch sagen: der Fiat, das Getüm, das Geheuer; denn es ist bestimmt kein Unfiat, kein Ungetüm, kein Ungeheuer, sondern eben das Gegenteil, war mir jeden Tag in der Elektrischen gegenübersitzt — und zwar auf dem Schoße einer Dame, für die ich gar kein Interesse habe.

Das Sal, weils eben auch kein Unsal ist, muß lebendig sein; denn es gibt bisweilen bellende Geräusche von sich — die mich jedes Mal wieder daß erschrecken. Ich würde, wenn ich in seiner Lage wäre, auch Geräusche von mir geben. Aber gottseidank hat bei mir noch nie eine Dame mit einer metallenen Schnur den Rücken jäh aufgerissen, um in meinem Innern nach etwas zu suchen. Das muß sich das arme Sal, das süße Fiat, das niedliche Getüm, das sanfte Ungeheuer, wenn es mir gegenübersitzt, täglich gefallen lassen.

Zuerst dachte ich mir das: vielleicht ist die Dame besorgt, ob bei ihrem Holdchen auch der Blinddarm wohl noch auf der rechten Stelle sitzt. Ritsch! — metallene Schnur Rücken lang gezogen — schmerzliches Gebell — behandschuhtes Händchen in die Eingeweide gewühlt — ein Spiegelchen hervorgekramt — ausgeweidet — ob sich die Seitenlöchchen nicht verschoben haben.

Der Hund als Pompadour ist der „letzte Schrei" der neckischen Dame Mode. Man muß ihn mitschreien. Man muß ihn mitbellen. Rücksicht auf die lieben Mitmenschen erübrigt sich. Ich kann mich getrost erschrecken. Ob solchen Anblicks mag sich in mir ruhig mein Eingeweide vor Entsetzen umdrehen. Alles hat so ein Hündchen in seinem Gebäude; neben dem Spiegelchen ein Taschentüchelchen aus Batist, ein Puderdöschen mit dito Quästchen, ein Lippenstiftchen, ein Kämmchen, ein Hausschlüsselchen, ein Notizblöckchen, ein Bleistiftchen — ritsch — Gebell, ein Rücken, ein weichmolliger-seidiger, klafft . . .

Was wohl so ein Sal kosten mag? Gestern mußte ich endlich diese Frage an meine schöne, mich, wie gesagt, gar nicht interessierende Unbekannte über das Gehege meiner Zähne lassen. Nun weiß ich, daß so ein Sal mit 42.— (in Buchstaben zweiundvierzig) Mark nicht zu teuer bezahlt ist.

Das diesbezügliche lebendige Exemplar, meinetwegen Unsal genannt, kann ich schon für die Hälfte dieser Summe erhalten. Dafür kann ich freilich nicht, wies mir beliebt, in den Eingeweiden herumkramen; und es bellt auch nicht so natürlich und so schreckenerregend. Also hat man wohl die launische Dame Mode zu segnen. Sie wird schon noch, wie ich sie kenne, eines Tages ein noch viel tolleres Sal erfinden.

Eigentlich freu ich mich schon darauf . . .

Taschentuchluxus

Eine jener seltsamen Modelaunen, von denen man heute wohl kaum noch eine Vorstellung hat. Die Mode begünstigte diesen Aufwand in Taschentüchern, weil sie früher vorschrieb, das Tüchlein beständig, gleich den Handschuhen, in der Hand zu tragen. Taschentücher kamen erst im 15. Jahrhundert auf, und zwar in Italien und Spanien; ihr Zweck war anfangs eigentlich nur, als Fliegenwedel zu dienen; Frankreich und Deutschland machten die Mode nach, und da es sich weniger um einen Gegenstand des Bedarfs als der Spielerei handelte, so war eine kostbare Ausstattung dieses Gegenstandes ganz verständlich. Man bevorzugte immer ein ganz zartes, lavendelduftendes Linnen mit Kanten von kostbaren Klöppelspitzen oder Gold- und Silberfransen, oder auch wohl mit einem Perlenrand; auch war es sehr beliebt, wenn an den vier Ecken kleine Quasten hingen. Solche Ziertücher waren natürlich unglaublich teuer; ein venezianischer Agent bot dem Herzog von Toskana eins für 200 Dukaten an, und so ist es begreiflich, daß selbst die Vornehmsten überhaupt nur ein oder zwei Taschentücher in ihrem Besitz hatten, selbst Karl II. von England besaß nur zwei Taschentücher. Dennoch wurde es Mode, daß Verlobte sich Taschentücher gegenseitig als Brautgeschenke überreichten; die Stadtväter suchten es des Aufwands wegen zu verbieten und schrieben überhaupt den einzelnen Ständen den Preis ihrer Taschentücher vor, um den Luxus einzuschränken, doch nützte es nicht viel. Das eigentlichste Gebrauchstaschentuch kennt man nicht viel länger als hundert Jahre; die Sitte des Tabakschnupfens hatte seine Einführung hauptsächlich veranlaßt. Ein Luxus in Ziertaschentüchern behauptete sich aber daneben auch weiterhin, besonders in den Jahren von 1840 bis 1860 erklomm dieser Luxus nochmals die höchsten Spitzen; der Batist konnte nicht fein genug, die Spitzen nicht kostbar genug sein; Tücher, die 100 und 200 Taler das Stück kosteten, waren kaum eine Seltenheit. Im Brautschatz der Großfürstin Olga, der 1846 in Paris bestellt wurde, kostete jedes einzelne der 12 Dutzend Taschentücher 5000 Francs. Betrachtet man diesen an sich wahnsinnigen Luxus von der wirtschaftlichen Seite, so wird man finden, daß er gar nicht so zu verachten war.

B. Witt.